

Der unsichtbare Krieg

Die Ausstellung „Terror Incognitus“ des britischen Fotografen Edmund Clark bei Zephyr in Mannheim

VON DIETRICH WAPPLER

Auf die Spuren des „War on Terror“, des weltweiten Kampfes gegen den Terrorismus, hat sich der britische Fotograf Edmund Clark begeben. Er zeigt nicht die Terroristen und ihre Taten, sondern versucht, die verdeckten Aktionen der Gegenseite ans Licht zu bringen. Auch hier finden sich Unmenschlichkeit und Unrecht, Personen werden verschleppt, gefoltert, ohne Anklage eingesperrt. Die Ausstellung mit dem Titel „Terror Incognitus“ ist bei Zephyr – Raum für Fotografie der Reiss-Engelhorn-Museen in Mannheim zu sehen.

Was zeigt man, wenn es nichts zu sehen gibt? Wenn sich das Geschehen verborgen vor der Öffentlichkeit abspielt? Wenn die Orte nicht bekannt oder nicht zugänglich sind, die betroffenen Menschen verschwunden oder zu Verschwiegenheit verpflichtet? Clark interessiert sich für die konkreten Folgen der großen politischen Entscheidungen, will herausfinden, wie der seit 9/11 ausgerufenen Krieg gegen den Terrorismus im Detail geführt wird, was mit Menschen geschieht, die, oft zu Unrecht, unter Terrorismusverdacht geraten.

Bevor der 1963 geborene Edmund Clark sich dem Fotojournalismus wandte, hatte er Geschichte studiert. Das erklärt vielleicht seine Arbeitsweise, denn lange bevor er auf den Auslöser seiner Kamera drückt, sucht er nach Informationen, arbeitet sich durch Gerichtsunterlagen, Ausschussprotokolle, Geheimdienst Dokumente, alles offen zugängliches Material mit vielen geschwärzten Passagen. Clark zeigt solche Dokumente in seiner Ausstellung, führt sie vor wie Beweismittel. Auch seine durchweg unspektakulären Fotos will er nur als weitere Bausteine in dieser Recherchekette verstanden wissen. So etwas wie Wahrheit ist da am Ende nicht zu erwarten, immerhin geht die Tür in einen sehr dunklen Raum ein klein wenig auf.

Was die Fotos zeigen, wirkt harm-



Foto aus der Serie „Artefacts of Extraordinary Rendition“: Gelände im Nordosten von Kabul, wo sich vermutlich ein „Saltpit“ befunden hat, ein amerikanisches Foltergefängnis.

FOTO: EDMUND CLARK

los: ein leerer Flugplatz in Helsinki, ein Swimmingpool auf Mallorca, ein Hotelzimmer in Skopje, eine Lagerhalle in einem Wäldchen in Litauen. Man muss das kleine Handbuch, das jedem Ausstellungsbesucher mitgegeben wird, aufschlagen und die ergänzenden Texte zu den Fotos lesen, um zu verstehen. Auf dem finnischen Flughafen sollte angeblich eine Boeing 737 der US-Regierung gelandet sein, diese flog in Wahrheit aber weiter nach Litauen, wo die CIA Gefangene unterbrachte. In dem spanischen Luxushotel hat die Crew eines Flugzeuges übernachtet, das den Deutschen



Verhörraum des Geheimdienstes in Tripoli.

FOTO: EDMUND CLARK

Khaled el-Masri, der wohl durch eine Namensverwechslung zum Terrorverdächtigen wurde, von Mazedonien nach Afghanistan brachte. In Zimmer Nr. 11 im Hotel Skopski Merak wurde el-Masri 23 Tage lang von mazedonischen Sicherheitsbeamten festgehalten und anschließend an die CIA übergeben. Die zu einer fensterlosen Halle umgebaute ehemalige Reiterschule in der Nähe von Vilnius diente dem amerikanischen Geheimdienst als Gefängnis und Verhörzentrum.

Wie ein Puzzle kann sich der Besucher aus solchen Detailinformationen ein Bild von der Praxis der „extraordi-

nary rendition“ machen, der Überstellung von Personen in andere Länder zum Zwecke der Befragung, Inhaftierung und Folter, alles außerhalb der USA und außerhalb der Legalität. 2002 bis 2006 fanden diese Maßnahmen statt, in Europa waren Polen, Rumänien und Litauen die wichtigsten Standorte, Frankfurt und Ramstein dienten als Drehkreuze der Transporte. In Afghanistan und Thailand gab es ebenfalls Gefängnisse der CIA, auch an das von Gaddafi regierte Libyen lieferten die Amerikaner Gefangene aus. Über die Verhörmethoden geben ebenfalls Dokumente Auskunft, die geschwärzten Passagen lassen viel Raum für Fantasie.

Bemerkenswert ist, wie trotz aller Vertuschungsversuche Einzelheiten dieser Geheimdienstaktionen an die Öffentlichkeit gelangt sind. In einem Fall war es ein banaler Rechtsstreit zwischen zwei Charterfluggesellschaften, die im Auftrag der CIA Gefangenentransporte erledigten und sich über die Bezahlung nicht einigen konnten. Der ahnungslose Bezirksrichter in den USA fragte, was da eigentlich befördert worden sei. „Bad guys“ war die Antwort, und auf Nachfrage: „Terrorists“. Dann nannte man auch die Zielorte: Rom, Polen, Guantanamo, „überall auf der Welt“.

Ergänzt wird die in den vergangenen drei Jahren entstandene Serie „Artefacts of Extraordinary Rendition“ durch weitere Fotoserien. „The Mountains of Majeed“ zeigt die Intensität eines US-Militärkamps in Afghanistan, „Control Order House“ dokumentiert das Innenleben eines Hauses in England, in dem sich ein unter Hausarrest gestellter britischer Staatsbürger aufhalten musste. Wie auf fast allen Fotos von Edmund Clark sieht man auch hier keinen Menschen, der Mann bleibt auf allen 500 Fotos unsichtbar, nur seine Katze schleicht manchmal vorbei.

ÖFFNUNGSZEITEN

Zephyr – Raum für Fotografie in Mannheim, C4, 8, 31. Januar bis 29. Mai, Di-So 11-18 Uhr. Führungen und Begleitprogramm: www.zephyr-mannheim.de

NEU IM KINO

ANIMATIONSFILM

Anomalisa

Michael Stone ist ein bekannter Motivationstrainer, steckt jedoch selbst tief in einer privaten und beruflichen Krise. Vor seinem nächsten Vortrag in Cincinnati checkt er abends im Hotel ein, und die Auswechselfähigkeit der Umgebung frustriert ihn mehr als je zuvor. Nach einem peinlichen Treffen mit einer Ex-Freundin begegnet er zwei aufgekratzten Frauen, die seinen Vortrag besuchen wollen. Hals über Kopf verguckt er sich in die schüchterne Lisa und verbringt die Nacht mit ihr. Dieser Animationsfilm erregte viel Aufsehen, ist er doch ein Stop-Motion-Trickfilm mit sehr menschenähnlichen Puppen, die mit einem 3D-Drucker gefertigt wurden. Und als Regisseur fungierte Charlie Kaufman, der kultige Drehbuchautor von Komödien wie „Being John Malkovich“ und „Adaptation“. Wie in „John Malkovich“ sieht auch der traurige Michael Stone alle Menschen mit demselben ausdruckslosen Gesicht: eine psychische Störung, das sogenannte Fregoli-Syndrom, und so heißt auch Michaels Hotel. Viele Kritiker überschlugen sich vor Begeisterung angesichts dieses Midlife-Crisis-Puppenspiels. Tatsächlich aber ist der Anblick der geisterhaften Menschenpuppen bald ermüdend. Für die auf Spielfilmlänge ausgewählte Deprihandlung hätte ein Kurzfilm genügt. So wirkt der Film wie eine künstlerische Fingerübung und hat trotz seiner Virtuosität viel Leerlauf. (chy)

USA 2015, Regie: Duke Johnson, Charlie Kaufman, 90 Minuten. Mannheim: Atlantis.

DRAMA

Boulevard

Der Bankangestellte Nolan ist geübt darin, den Ball flach zu halten. Sein Leben verläuft seit langem in ruhigen Bahnen, und trotz getrennter Schlafzimmer ist die Beziehung zu seiner Frau harmonisch. Dann wird dem bis zur Selbstverleugung unauffälligen Mann eine Beförderung angeboten, geradezu aufgedrängt. Das scheint ihn zu verstören, und bei der Heimfahrt zuckelt er ziellos durch die Straßen. Als ihm ein Stricher vor das Auto läuft, erfährt er eine innere Erschütterung mit unabsehbaren Auswirkungen. Denn Nolan verliebt sich in den labilen Junkie – und wird dazu gezwungen, sich seiner Lebenslüge zu stellen. Robin Williams letzter Film ist ein stilles Coming-Out-Drama ohne Theatralik und ohne Sex. Der einzige „Special Effect“ ist der Hauptdarsteller. Beim Anblick dieses sanften Melancholikers am Rande eines Nervenzusammenbruchs ist es unmöglich, nicht das private Schicksal des Stars mitzudenken, der im August 2014 Suizid beging. Vor allem aber beweist Williams, der durch temperamentvolles Gekasper à la „Mrs. Doubtfire“ zum Publikumsliebling aufstieg, seine Klasse als Charaktermeiste. Und je mehr Nolan sich vor Frau und Freunden abmüht, die Fassade aufrecht zu erhalten, umso mehr erstarrt sein Lächeln zur traurigen Clownsgrimasse. Der herzerreißende Abschied eines großen Schauspielers. (chy)

USA 2014, Regie: Dito Montiel, mit Robin Williams, Roberto Aguirre, Kathy Baker, 88 Minuten. Mannheim: Cineplex.

Kehrwoche mit Feinstaub

Comedian Christoph Sonntag kommt auf seiner „Jubeltour“ auch in die Kleine Komödie nach Limburgerhof

VON STEFAN OTTO

Der Titel des Programms „100 Jahre Christoph Sonntag – Die Jubeltour!“ ist natürlich völlig übertrieben. Der schwäbische Komiker ist gerade mal ein gutes halbes Jahrhundert alt. Als Kabarettist ist er seit drei Jahrzehnten unterwegs. Jubiläum feiert er trotzdem und gastierte in der Kleinen Komödie in Limburgerhof.

Die Tournee führt den „König des schwäbischen Kabarets“ vor allem in sein baden-württembergisches Stammland. Mit Auftritten in der Pfalz wagt sich der Waiblinger „Spätzle-Spaßmacher“ jedoch auch auf die linke Rheinseite. So bekommen die Pfälzer Sonntags Schwabenhymne „So senn mir“ zu hören, die er

eigenen Angaben zufolge schrieb, um dem bekannten „Badnerlied“ („Frisch auf, mein Badnerland“) etwas entgegenzusetzen. Das Publikum in der nahezu ausverkauften Kleinen Komödie zögerte aber eine ganze Weile, bevor es mitklatschte zu Zeilen wie: „Volksfest, Flädle, Butterbrezle / Kehrwoch“, Sauerkraut und Spätzle / Hightech, Riesling, 's beschte Bier / des senn Schwobe, so senn mir“.

Sonntags Medienpräsenz im SWR-Hörfunk und -Fernsehen trägt seine Heimatverbundenheit aber schon lange auch über die Landesgrenze. Vor 25 Jahren begann er mit der Radio-Comedy-Serie „Staatliches Fundament für peinliche Verluste“, fünf Jahre später folgte „Termin bei Zahnarzt Dr. Sonntag“. Seit 2003 ist er regelmäßig im SWR zu hören, seit zehn Jahren

auch in der „Landesschau“ im Fernsehen zu sehen.

In Limburgerhof schlüpfte er in die Rollen von Günther Oettinger und Winfried Kretschmann, des ehemaligen und des amtierenden Ministerpräsidenten seines Landes, und ließ die beiden über eine gemeinsame Zukunft in Brüssel sinnieren. „Ich bin ja schon in der Zukunft und du kommst erst noch“, prophezeite der EU-Kommissar seinem Nachfolger.

Den Feinstaubalarm, der jüngst in Stuttgart ausgelöst wurde, kommentierte Sonntag in seiner Rubrik „Muss des sei“...? „Früher habe es noch keinen Feinstaub gegeben, lediglich den gewöhnlichen Staub, den man ganz fein zusammengekehrt habe. Staubkörnerchen, die so klein seien, dass man sie mit bloßem Auge noch nicht ein-

mal sehen könne, erschütterten die schwäbische Kehrwochen-Hochkultur doch bis ins Mark, jammert er. „Du willst doch nach dem Putzen sehen, dass da vorher was war.“ Freilich sei es auch dämlich, die „saudackelige“ Messstation ausgerechnet am vielumtosten Neckartor aufzustellen.

Seine 20 Jahre alte Nummer „Hungerhilfe“, bei der sich ein reicher Fabrikant und der Botschafter eines Entwicklungslandes bei einem Festmahl und diversen Flaschen Wein über Hunger und Dürreperioden austauschen, kann Sonntag noch heute unverändert auf die Bühne bringen. „Die Jubeltour“, die neben neuen Texten auch ein Wiedersehen mit solchen Klassikern bietet, spulte Christoph Sonntag in Limburgerhof nur etwas zu routiniert ab.



Superschwabe: Comedian Christoph Sonntag in Limburgerhof. FOTO: KUNZ

Talente aus der Domstadt

Der Kölner Saxophonist Christoph Möckel und sein Quartett bei der IG Jazz in Mannheim

VON RAINER KÖHL

Als einen der vielversprechendsten jungen deutschen Saxophonisten feierte ihn der Deutschlandfunk. Die Rede ist von dem Kölner Jazzmusiker Christoph Möckel. Mit seinem Quartett stellte er sich bei der IG Jazz in der Mannheimer Klapsmühl am Rathaus vor. Das Ensemble erwies sich als technisch versiert, stilistisch vielseitig und war voller ungewöhnlicher harmonischer Ideen.

Möckel hat in Köln Jazz-Saxophon studiert, wirkte in verschiedenen Big Bands mit, darunter Cologne Contemporary Jazz Orchestra und European Jazz Orchestra. Jetzt betreibt er zwei Projekte gleichzeitig: das Quintett Offshore und ein eigenes Quartett. Trotz junger Jahre hat der Saxophonist bereits auf etlichen CDs mitgewirkt, sein erstes eigenes Album mit dem Titel „Dreamlike“ hat er auch mit dem Quartett aufgenommen.

Seine Kompositionen geben sich harmonisch avanciert, wirken dabei überaus elegant in der Tongebung. Bei Hayden Chisholm, Mark Turner und Steve Coleman hat Möckel Workshops besucht und deren Einfluss kann man durchaus spüren in seinen Bebop-Anleihen, in den kurzzeitigen Phrasen, den repetierenden Skalen-



Harmonisch avanciert und elegant: Christoph Möckel. FOTO: CHRISTIAN GAIER

läufen und harmonischen Sequenzierungen. Gestik und Ausdruck des Bebop sind hier in einen modernen Kontext übertragen.

Spannend wird es, wenn sich Möckel und der Pianist Simon Seidl gegenseitig hochschaukeln mit ineinander verzahnten Motiven und unerschöpflichem harmonischem Einfallreichtum. Ein fabelhafter Musi-

ker ist auch Seidl, der ein eigenes Trio unterhält und auch hier im Quartettspiel eine große romantische Seele erkennen ließ. Seine Soli besitzen eine verwegene Harmonik und eine expressive, weit ausschwingende Hymnik. Und auch mit virtuos dahinfliegenden, labyrinthisch verzweigten Improvisationslinien machte Seidl besten Eindruck.

Die Kölner Jazzszene ist besonders reich gesegnet mit jungen Talenten, was nicht zuletzt an der hervorragenden Infrastruktur liegt mit einer renommierten Jazzabteilung an der Musikhochschule, namhaften Clubs und den Jazz unterstützenden Rundfunksendern. Der Deutschlandfunk hat auch die CD des Quartetts produziert. Und die beiden exzellenten Rhythmusleute sind gleichfalls starke Exponenten der Jazzszene in der Domstadt. Der Kontrabassist Matthias Nowak und der Schlagzeuger Fabian Arends waren agil und differenziert musizierende Begleiter. Ihr pulsierendes Spiel liebt auch komplexe Rhythmen federleicht klingen.

Bei Balladen nimmt Möckel gerne das Sopransaxophon zur Hand. So machte er es Paul Motians „Arabesque“, bei dem sich farbige, butterweich intonierte Ornamente des Saxophons mit den Romantizismen des Pianos verbanden. Für seine Band Weather Report schrieb Wayne Shorter „Sightseeing“, ein vitales Fusionstück, in Fahrt gebracht von einem behände treibenden Bass und einem fein pulsierenden Schlagzeug. Hier trumpfte das Quartett noch einmal auf mit fabelhaft ineinander gepassten Verläufen, facettenreichen Klangfarben und inspirierten Improvisationen.

Ohne Sinn und Seele

Allgäuer Märchentheater im Ludwigshafener Haus

VON STEFANIE SCHNITZLER

Mit „Hänsel und Gretel“, dem Klassiker der Brüder Grimm, gastierte das Allgäuer Märchentheater im Ludwigshafener Kulturzentrum Das Haus. Die stark veränderte Spielfassung konnte nicht überzeugen.

Die Familie Sperlich ist eine Schauspieler-Familie. Im familieneigenen Märchentheater arbeiten drei Generationen auf, hinter und um die Bühne herum. Vater Bodo Sperlich betreibt den privaten Tourneebetrieb seit 40 Jahren. Ursprünglich startete er mit Boulevardstücken und Bauernschwänken. Mittlerweile hat sich die Familie Spärlich auf Märcheninterpretationen spezialisiert, und sowohl die drei Kinder und ihre Ehepartner als auch die Enkel stehen mit auf der Bühne. Weil die Allgäuer Winter oft streng und schneereich und für ein fahrendes Theater daher beschwerlich sind, bespielen die Sperlichs von November bis April die Gegend rund um Speyer, wo das Wetter milder ist. Mit „Hänsel und Gretel“ gastierten sie also in Ludwigshafen. In vier Bildern, mit wackeligen Pappkulisen und Kostümen, die nach Faschingsbedarf aussahen, standen für die Märchenbesetzung acht Darsteller auf der Bühne. Die Geschichte war, ver-

mutlich um den Kindern das Gruseln zu ersparen, stark verändert. So wollten die Eltern ihre Kinder nicht absichtlich und aus nackter Not im Wald aussetzen, sondern die Mutter schickte sie nachts zum Pilzesuchen. Als der Vater nach Hause kommt und davon hört, machen sich die besorgten Eltern gleich auf den Weg, um die Kinder zu suchen. Die finden derweil im Wald wirklich Pilze und sind kein Moment allein oder einsam, weil ein Engel sie beschützt. Die Hexe tritt tollpatschig auf, lockt die Kinder zu ihrem Häuschen, wo sie Plastiklebkuchen vom Dach abbrechen. Beim Überrollen der Hexe, die im Backofen zu einem Hexenlebkuchen verbrannt wird, hilft ein zum Kater verwunschener Prinz den Kindern.

Wer die Magie von Märchen liebt, wird an dieser weichgespülten Verulung wenig Freude haben. Denn wenn man einem Märchen, in dem es um die Bewältigung der kindlichen Angst des Verlassenwerdens geht, die Verlassenheit nimmt, dann bleibt keine Geschichte mehr übrig. Und so plätschert die Handlung mit eingestreuten musikalischen Kinderreimen lasch vor sich hin, jäh unterbrochen von drei langatmigen Umbaupausen. Schade, wenn Kinder und Familien Theater mit so wenig Sinn und Seele erleben müssen.